



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kleiner Mitteilungen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Söhne auch meines Geburtsortes standen, die sich zur Urlaubszeit im scharlachroten Frack und den hohen, majestätischen Bärmützen manchmal sehen und bewundern ließen. In Dresden floß aller Glanz, aller Reichtum Sachsens zusammen, von dem sich nach der Erzählung dort gewesener niemand eine rechte Vorstellung machen konnte. Wie hätten wir uns da nicht freuen sollen, als der Vater uns beiden Brüdern eines Tages in seinem Studirzimmer und im Beisein der vor Freude strahlenden Mutter die feierliche Eröffnung machte, daß wir in der nächsten Woche auf einige Zeit nach Dresden reisen und dort in dem glänzenden Hause des Veters Wunderlich wohnen sollten! Von dieser Stunde an schwamm ich in Seligkeit. Ich hatte für nichts mehr Sinn und mußte mir große Gewalt anthun, um in den Lehrstunden meine Gedanken nicht nach Dresden spazieren gehen zu lassen. Kaum weniger aufgereggt und voll freudiger Erwartung als ich, war meine gute Mutter, die bisher von allen fremden Herrlichkeiten auch weiter nichts als die Städte Baugen, Görlitz, Lauban und Löbau gesehen hatte. Sie fand es vollkommen gerechtfertigt, daß ich die Kalender der letzten Jahre hervorsuchte und mir die verschiedenen Bilder aus der Residenz, welche darin enthalten waren, sehr genau betrachtete. Um uns im voraus des weitern über die in Dresden vorhandenen Sehenswürdigkeiten zu unterrichten, fehlte es uns an Hilfsmitteln. Die Mutter teilte mir bei unsern gemeinschaftlichen Kalenderstudien nur im Vertrauen mit, daß sie von ihrem Bruder, dem Onkel Synchikus, wisse, das Allersehenswerteste sei das Grüne Gewölbe mit seinen unvergleichlichen Schätzen und das über alle Beschreibung wunderbare Japanische Palais, in dessen Nähe wir wohnen würden.

(Fortsetzung folgt.)

Kleinere Mitteilungen.

Schimpf und Ernst. Der Einsender nachfolgender Erinnerung bemerkt im voraus, daß er weder ein finsterner Puritaner noch ein grämlicher Menschenfeind, sondern geradezu ein Verehrer selbst des baren, bloßen Witzes ist, und daß er, wenn der Witz nur gut ist, sogar, wie man so sagt, einen Spaß „verstehen“ kann. Er muß sogar bekennen, daß in seinem Kalender ein Tag der Woche einer gewissen Auszeichnung bloß deshalb genießt, weil an ihm die neueste Nummer eines bekannnten süddeutschen „Witzblattes“ ausgegeben wird, welches den Vorzug besitzt, trotz aller modernen Umkleidungen und (zeitweise auch) Verunstaltungen den unübertrefflichen, alten, deutschen „Schimpf“ getreulich zu bewahren, ein Monopol der Deutschen, das sie gerade darum so vortrefflich kleidet, weil es mit ihrer innersten Natur im Zusammenhange steht und niemals tieferer, ernsterer Bezüge entbehrt. Eben deshalb scheint es ihm aber auch angebracht, diese glückliche Eigenschaft nach Kräften zu erhalten und vor allem vor Verfälschungen, vor jenen „Variationen“ zu bewahren, bei denen das „Thema“ schließlich ganz verloren geht, was jammer-schade wäre, da es geradezu unersehlich erscheint.

Man braucht nun nicht gerade ästhetisch und literarhistorisch besonders geschult zu sein und den alten deutschen Witz an den Quellen genossen zu haben, um den grellen Unterschied zu gewahren, der zwischen diesem „Witz“ und dem platten „Ull“ besteht, wie er zum glücklicher Weise ausschließlichen Privileg einer Sorte von „Witzbolden“ gehört, die damit nicht bloß die Theater und Feuilletons unsicher machen, sondern auch eigne Faktoreien für diese Waare anzulegen lieben. Der politische „Oppositionswitz“ ist damit durchaus nicht gemeint. Tritt er wirklich

unabhängig auf, und vor allen Dingen ist er wirklich witzig, so wird ihm selbst der Angegriffene ein Lächeln nicht versagen oder zum mindesten zu diesem allzumenschlichen bösen Spiele eine gute Miene machen; obwohl nicht geleugnet werden kann, daß nach mehr als hundertjährigem unausgesetztem, übereifrigem Gebrauch dies Instrument nachgerade eine bedenkliche Stumpfheit zeigt und ein in dieser Hinsicht „klassisches“ Witzblatt soeben einen erstaunlichen Erfolg damit erzielt, daß es auf die gute Idee kam, den Spieß einmal umzukehren und über die „Opposition“ die gehörigen, schließlich nicht mehr zu unterdrückenden Witze zu machen. Was diese Bemerkung veranlaßt, das ist eine ganz besondere Spezies von „Witzblättern“, die vor kurzen einen, wie es scheint, sehr triebkräftigen Absenker auch nach der deutschen Reichshauptstadt entsendet hat. Es ist offenbar eine Wiener Eigentümlichkeit und entspricht den dortigen alteingesessenen slawisch-italienischen „Lebemanns“-Elementen, noch mehr wahrscheinlich dem heutzutage in dieser Sphäre tonangebenden jüdischen, allerlei Theaterreklame, Theater- und Gesellschaftsklatsch, kurz „Pikanterien“ aller Sorten, die sich übrigens gegenwärtig zu einer alle Pariser Pornographen übertrumpfenden Drahtik gesteigert haben, unter dem harmlosen und ansprechenden Titel von „Witzblättern“ zu verzapfen. Wer kennt sie nicht, wenn auch nur von der Zeitungsauslage her, wo sie in großer Gesellschaft schon von weitem in die Augen springen, die großen, buntbemalten Titelblätter mit den oft mehr traurigen als lustigen „Karikaturen“, die in Wirklichkeit oft nichts sind als das Reklamebild einer Sängerin, Tänzerin oder sonstigen „Seldin“ der Saison! Die Wiener thun es nun einmal nicht ohne diese bunten Titelbilder, auch ihre politischen Witzblätter sind damit „geschmückt“, sodaß diese Bier als eine Art Typus erscheint und im „Reiche“, wo jene bezeichnete Sorte nie Boden fassen konnte, sofort als ihr zugehörig erkannt wird. Man wird auch bei diesem neuen Berliner Witzblatt durch dies besondere Firmenschild nicht getäuscht. Theaterreklame und Kunstklatsch, zu denen es (nach einigen seit neuester Zeit sich leise verflüchtigenden gesinnungstreuen Wiben) gewöhnlich einladet, wird in diesen Blättern mit fast mehr als wienerischer Hingebung gepflegt. Auch die „Gesellschaft“, wenn auch, wie erklärlich, etwas „einkreisig“, findet darin ihr Recht. Man ist sich wohl auch nicht darüber im Unklaren, daß es nicht allzuviel „Gesellschaften“ sein können, aus denen diese witzige Neuerung hervorgegangen ist, und denen sie entspricht. Die Herausgeber irren sich offenbar in dem Publikum, an das sie sich wenden. Die stärkungs- und weihrauchbedürftigen Elemente im Theaterwesen finden beim Norddeutschen kaum Verständnis, geschweige denn Gegenliebe. Darsteller und Darstellerinnen, selbst die bedeutendsten, pflegt er außerhalb der Bühne ganz ohne Rimbus zu betrachten, weder idealistisch noch naturalistisch, sondern einfach als Mitglieder der Gesellschaft, und über allzu gegenwartsgeizige Mimen macht er sich sogar mit Vorliebe lustig. Ein so naives Verfahren wie das auch nicht mehr neue, unter der Drapirung „witziger“ Randbemerkungen mehr oder minder bekannten „Größen“ der Gesellschaft zu einer billigen Verewigung zu verhelfen, wird der Berliner aber doch zuerst durchschauen. Er wird höchstens den armen Professor bedauern, der leider nicht verhindern kann, daß ihn diese Gesellschaft zu den ihren rechnet und mit einem ihr eigentümlichen Sportsman unter der Devise „Dieser forsch, jener Forscher“ (!) zusammenstellt. Wer übrigens von diesem „Witze“ noch nicht genug hat, der koste noch folgende Illustrationsprobe. Zu der oft gehörten und variirten Hyperbel von dem „so klassischen“ Wuchse einer Person, die vorgiebt, an antiken Statuen das Maß ihrer Garderobe abnehmen lassen zu können, denke man sich ein Bild, auf dem ein Pariser Schneider im Saale des Louvre (!) der

mit einem Eül versehenen Milonischen Venus Maß nimmt. Der Witz in Worten gehe hin. Man weiß, wohl nicht bloß theoretisch aus Lessing, daß der Geschmack gegen solche Phantastieblitze nachsichtig ist. Aber das bildlich fixirt, und in der Weise! Habt ihr schon kein Verständnis für das Schöne, so habt doch wenigstens Respekt vor ihm! Wenn der bekannte Zeichner eines Pariser Boulevardwitzblattes, der kürzlich eine so famose „Reise durch Berlin“ unternahm, unsre Société d'artistes an solchen Modellen studirt hat, so begreifen wir einigermaßen seine Ergebnisse, sowie seine für die nicht zu dieser Gesellschaft gehörigen etwas befremdliche Meinung, daß bei uns das Ideal noch immer à la Pari... is sei.

Ein echt nationales Literaturwerk zu schaffen, hat Herr Adolf Hinrichsen in Berlin unternommen, ein Schriftsteller, welcher, wenn wir nicht irren, der jüngsten Schule, der naturalistischen, angehört. Er „möchte ein bleibendes Denkmal beim Volke allen jenen setzen, welche durch Ausübung des edelsten Berufes, der Schriftstellerei, in der Jetztzeit dazu beigetragen haben, uns Deutschen den Titel des »Volkes der Dichter und Denker« im besten Wortsinne zu erringen; und wiederum nicht nur um jene Wenigen handelt es sich, deren Namen der breiten Masse des Volkes bereits vertraut klingen, sondern unser Verben gilt allen, auch all den wackeren Streitern, deren Thätigkeit eine beschränktere, in engere Grenzen gebannte bleibt, während ihr Streben vielleicht nicht weniger mutig, edel und anerkennungswert ist.“

Wer die Ankündigung so weit gelesen hat, glaubt vielleicht, es solle dem „Volke“ eine Auswahl der vorzüglichsten literarischen Leistungen der „Jetztzeit“ (dies schöne Wort wird mehrmals gebraucht) geboten werden, damit dasselbe den Wert auch weniger bekannter „Streiter“ selbst würdigen lerne. Aber das ist nicht die Absicht. Das literarische Deutschland soll „dem Leser einen Blick in den Lebensweg, das Schaffen und Wirken aller derjenigen eröffnen“ u. s. w., und zwar sollen alle diejenigen selbst ihren Lebensweg u. s. w. schildern, da, wie der Herausgeber treffend bemerkt, diese „am besten wissen, welche Momente aus ihrem Leben und Treiben andern wohl Interesse zu erwecken imstande sind.“

Es ist nicht neu, daß encyclopädische Werke und Zeitschriften namhafte Schriftsteller um zuverlässige biographische Daten angehen, und es kommt wohl auch in solchen Fällen manchmal das Selbstgefühl sehr naiv zum Ausdruck. Neu hingegen ist — und darin scheint das „echt Nationale“ gesucht werden zu müssen —, daß nunmehr auch allen denjenigen, welche es, nach ihrer Ansicht unverdienterweise, bisher noch nicht zu einem Namen gebracht haben, die Gelegenheit dargeboten wird, ihre Bedeutung in das rechte Licht zu stellen. Es läßt sich wohl annehmen, daß eben diese am bereitwilligsten dem Rufe folgen werden, da die andern nicht nötig haben, persönlich für sich Reklame zu machen. Welche Fülle interessanter Persönlichkeiten wird auf diese Art das „Volk“ kennen lernen, die sonst nur dem „Geist“ der Leser eines Lokalblattes „die Speise bieten“ oder in dem bescheidensten Winkel einer Zeitung dramaturgische Weisheit verkünden; denn auch wer durch journalistische Thätigkeit dazu beiträgt, uns den Titel des Volkes der Dichter und Denker zu erringen, wird ausdrücklich mit einbezogen.

Daß das Recht, Mitglied des „literarischen Deutschlands“ zu werden, mit der Subskription auf das Werk bezahlt werden muß, ist nicht mehr als billig, und wir denken, daß es zu einer sehr bedeutenden Auflage kommen wird, sollte auch das „Volk“ in schnöder Teilnahmlosigkeit beharren. Uebrigens ist der Subskriptionspreis nur auf zehn Mark, „später teurer,“ festgesetzt, und wohlfeiler unsterblich zu

werden, ist doch kaum möglich. Bibliotheken sollten sich mit der Bestellung beeilen, da sie einen so wichtigen Beitrag zur Literaturstatistik unmöglich entbehren können.

Noch muß erwähnt werden, daß „ein Teil des Reinertrages“ in die Kasse eines „Schriftsteller-Albums“ fließen soll, das ebenfalls Herr Hinrichsen herausgibt, und dessen Gesamtertrag für arme Schriftsteller und Schriftstellerinnen bestimmt ist.

Literatur.

Staat und Gesellschaft. Von P. Klöppel. Gotha, F. A. Perthes, 1887.

Der Verfasser will in diesem Buche „das zwiefache Verhältnis des Staates zur Gesellschaft, in dem Aufbau der Staatsgewalt auf dem Boden der gesellschaftlichen Machtverhältnisse und dann in der Rückwirkung der Staatsgewalt auf die natürliche Gesellschaft, in einheitlicher Betrachtung zusammenfassen.“ Auf Grund zweier umfassenden Untersuchungen über „Wirtschaft und Gesellschaft“ und „Recht und Staat“ gelangt er in dem dritten Teile seines Buches „Die Ordnung der Gesellschaft“ zu einer umfassenden Kritik unsrer Rechts- und Gesellschaftsordnung, wobei er die meisten hier einschlagenden Tagesfragen bespricht. Bezüglich der Rechtsordnung bezeichnen seinen Standpunkt vielleicht am besten die Sätze der Vorrede: „Eine wie lange Reihe römischer Rechtsätze ist schon durch die Reichsgesetzgebung niedergemäht worden, aber immer wieder und unvermeidlich trägt die Rechtsprechung eines romanistisch gebildeten Richterstandes die romanistischen Bezüge und Voraussetzungen in die neuen Bestimmungen hinein, sodaß wir in der That kaum vom Flecke gekommen sind.“ „Von allen Wissenschaften teilt heute nur die dogmatische Rechtslehre das Schicksal der dogmatischen Theologie, auf dem Boden der Scholastik stehen geblieben zu sein.“ Im übrigen gewinnt der Leser vielleicht am besten eine Anschauung von dem Inhalte des Buches, wenn wir dessen Schlußworte hierher setzen: „Die Aufgabe des heutigen Staatsmannes ist im Vergleiche mit dem Gesetzgeber des Altertums, dem ein ganzes Volk vertrauensvoll die Heilung seiner zerrütteten Zustände in die Hand legte, eine sehr viel schwierigere. Auf jedem Schritte an die Schranken des geltenden Gesetzesrechts anstoßend, vermag er die zwingende Gewalt des Staates nur unter steter Zustimmung der an der Gesetzgebung beteiligten Gesellschaftsmächte einzusetzen, und dies sind eben dieselben, welchen die Neuordnung der Gesellschaft abgerungen werden muß. Und er hat es dabei nicht mit den wohl oder übel verstandenen »Interessen« dieser Gesellschaftsschichten, sondern mit einer Verquickung derselben in doktrinaire Behauptungen und Schablonen zu thun, in welche die Interessen ihre Nacktheit wie in ein wohl ansehnliches Gewand gekleidet haben, in das sie sich aber zu eigenem Unbehagen wie in ein unzerreißliches Netz verstrickt finden. So würde denn vielleicht der Staatsmann sich unnötige Kraftreibung ersparen und die Gesellschaft selbst es als Erlösung von einem ertötend auf ihr lastenden Banne öden Geredes begrüßen, wenn jener über die Köpfe der gewerbmäßigen Wortführer hinweg sich mit der ganzen Macht des Eindruckes geschichtlicher Leistungen und eines voll empfundenen geschichtlichen Berufes an die beteiligten Gesellschaftskreise wendete, daß sie sich aus freien Stücken zu dem verstehen, was einmal not thut und ihnen nicht erspart werden kann.“